

Helvetisches im Schriftgewand

Autor(en): **Mildenberger, Wolfgang Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1981)**

Heft 2

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421313>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

- a) Gerade vier Reime, die sich in zwei Binnenreimen finden, stehen in einer Strophe aus Uhlands „Des Sängers Fluch“:

*Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang!
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!*

(„Sang und Klang“, „Schritt und Tritt!“)

- b) Das im Volkslied häufig auftretende „Freud und Leid“ („... so leben wir in Freud und Leid, bis daß der Tod uns beide scheid't...“; vgl. auch „Klärchens Lied“ aus J. W. Goethes „Egmont“, das Lied eines einfachen Mädchens aus dem Volk, wo der Dichter fast zwangsweise einen volksliedhaften Ton anschlagen muß) findet sich in etwas abgewandelter Form in E. Mörikes Gedicht „Gebet“ wieder:

*„... Wollest mit Freuden
Und wollest mit Leiden
Mich nicht überschütten!
Doch in der Mitten
liegt holdes Bescheiden.“*

(*Horazens Aurea mediocritas = der goldene Mittelweg.*)

Ebenso ohne eigentlichen Reim angewendet wird das Wortpaar in dem als „Volksweise“ empfundenen Lied „Am Brunnen vor dem Tore...“, von dem jeder weiß, daß es von Franz Schubert (1797—1828) — „Winterreise“ Nr. 5 — komponiert und von W. Müller 1822 gedichtet wurde: „... es zog in *Freud* und *Leide* zu ihm (dem Lindenbaum) mich immer fort...“ (*Fortsetzung folgt*)

Helvetisches im Schriftgewand

In einer seiner vorzüglichen Sprachbetrachtungen schreibt Hans Sommer: „Manche helvetische Besonderheit gehört zu uns und bedarf keiner Begründung oder Verteidigung. Helvetismen im engeren Sinn sind wohl überall da am Platz (oder doch gestattet), wo Schweizer zu Schweizern sprechen...“

Das ist mir ganz aus dem Herzen gesprochen. Gleichschalterei in all ihren Spielarten geht mir gegen den Strich, liegt ihr doch eine Weichenstellung zugrunde, die mich mit Unbehagen erfüllt. Die Ausrichtung nach einem alles beherrschenden Mittelpunkt

schließt immer die Mißachtung des anderswo Gewachsenen ein. Auch auf sprachlichem Gebiet darf man nicht zum Eiferer werden. Gewisse Fremdwörter etwa haben sich bei uns längst Heimatrecht erworben und lassen sich nicht mehr aus der Sprache vertreiben. So esse ich, um ein Beispiel anzuführen, nach wie vor Orangen und keine Apfelsinen. Dabei bin ich durchaus bereit zuzugeben, daß das von mir verwendete Wort sehr viel weniger aussagt als sein Gegenstück. Die Orange stolziert in französischer Lautung und Schreibweise einher, obwohl sie ihrer Herkunft nach persisch-arabisch ist (‚narindsch‘ bzw. ‚narandsch‘; die spanische ‚naranja‘ hat den Ursprung des Wortes am deutlichsten bewahrt). Die Apfelsine dagegen ist der ‚Apfel aus Sina‘, also China; die Frucht soll in der Reformationszeit von den Portugiesen aus Südchina zu uns gebracht worden sein, und die Niederländer nennen sie bis zum heutigen Tag ‚sinaasappel‘. Wenn ich trotz der Bildkraft der Apfelsine bei der Orange bleibe, so deshalb, weil mir die Apfelsine allzu norddeutsch tönt. Ein Hannoveraner oder Bremer mag sich getrost von den Nordlichtern am deutschen Sprachhimmel — Sonnabend statt Samstag, Harke statt Rechen, Borke statt Rinde, pellen statt schälen, pusten statt blasen — bestrahlen lassen. Er darf sogar von mir verlangen, daß ich die Bedeutung dieser Wörter kenne. Nur soll er mir nicht zumuten, die mir vertrauten Wörter ihretwegen aufzugeben.

Auch den Österreichern gestehe ich gerne zu, daß sie Karfiol statt Blumenkohl, Marillen statt Aprikosen, Kren statt Meerrettich auf ihrem Speisezettel führen. Eines aber sollten sie eben doch tun: sie sollten sich über den Beschränktheitsbereich dieser Wörter im klaren sein. Es empfiehlt sich für sie zu wissen, daß sie auf Unverständnis stoßen, wenn sie außerhalb des bayrisch-österreichischen Sprachraums in einem Geschäft ‚Topfen‘ statt Quark verlangen.

Ähnlich liegen die Dinge im Sonderfall Schweiz. Ein Nichtschweizer stutzt zumindest (und sieht sich wohl gar in dem gängigen Vorurteil bestätigt, daß „die Schweizer kein Deutsch können“), wenn ihm ‚eine‘ Foto vorgelegt wird; dabei ist zugegebenermaßen ‚die‘ Foto als Kurzform von ‚die Fotografie‘ viel logischer als das hochsprachliche Neutrum ‚das‘ Foto. Auch die Geschlechtsumwandlung von Wörtern wie ‚der‘ Drittel und ‚die‘ Hektare setzt jeden Nichtschweizer in Erstaunen, denn er kennt nur ‚das‘ Drittel, und das Flächenmaß ist ihm einzig und allein in der Form ‚der Hektare‘ vertraut. Ein Bulgare paßt durchaus in seine Sprachlandschaft, nicht aber ein ‚Ungare‘, denn der ist und bleibt für ihn ein ‚Ungar‘. Den Estrich kennt er auch, aber der bedeutet ihm eine Art Steinfußboden, niemals jedoch eine Abstellkammer unter dem Dach, und wenn er gar hört oder liest,

daß man in der Deutschschweiz das Gemüse in die ‚Pfanne‘ tut, wenn man es kochen will, kommt er sich ganz ‚in die Pfanne gehauen‘ vor; denn zum Kochen verwendet er einen Topf, wohingegen die Pfanne (in die man zum Beispiel Eier ‚hauen‘ kann) ausschließlich zum Braten da ist. Eigentlichen Helvetismen — Wörtern also, die er überhaupt nicht kennt, mögen sie noch so ‚träf‘ sein, wie ‚urchig‘, ‚währschaft‘, ‚hässig‘ — wird er mit viel größerer Nachsicht begegnen als solchen, die ihm geläufig sind, die in der Schweiz aber in anderer Form oder Bedeutung auftreten. Immerhin ist es auch für den Schweizer gut zu wissen, daß man außerhalb Helvetiens zwar auch ‚zügeln‘ kann, aber nur die galoppierenden Pferde oder sein eigenes Temperament. Hochsprachlich kann man nur ‚umziehen‘, wenn man Wohnung oder Haus wechselt. Mit Pferden hat auch das Wort ‚absitzen‘ etwas zu tun — oder aber mit ‚schwedischen Gardinen‘, hinter denen man seine Strafe absitzt. Die Aufforderung ‚Sitzt ab!‘ in der Bedeutung ‚Setzt euch!‘ empfindet der Nichtschweizer schlicht und einfach als ‚falsches‘ Deutsch. Es ist eben ein Unterschied (im bundesrepublikanischen Zeitungsdeutsch ‚macht‘ es seit neuestem einen Unterschied: wieder ist eine angelsächsische Flutwelle — it makes a difference — über die deutsche Sprache hinweggeschwappt), ob ein Text lediglich für den schweizerischen Hausgebrauch bestimmt ist oder ob er sich grenzüberschreitende Ziele setzt.

Es fällt mir immer wieder auf, daß viele Schweizer Wörter und Wendungen gebrauchen, von denen sie in guten Treuen annehmen, sie seien hochsprachlich und man könne sie überall im deutschen Sprachgebiet verwenden. So las ich zum Beispiel vor einiger Zeit in einer Zürcher Tageszeitung einen Bericht mit der Überschrift „Wer wolle bleiwe, wat wer sinn!“ Die Luxemburger sind es, die diesen nicht unbilligen Wunsch laut werden lassen, und die Verfasserin des Artikels, eine Schweizer Schriftstellerin, setzt sich des breiteren mit den verzwickten sprachlichen Gegebenheiten des von ihr besuchten Kleinstaates auseinander. Sie stellt ehrlicherweise fest, sie habe sich erst später „angelesen“, daß die Umgangssprache — sie nennt sie ‚luxemburgisch‘, die Bewohner des Großherzogtums selbst ziehen die Bezeichnung ‚letzeburgesch‘ vor — eine westmoselfränkische Mundart ist. Wenn die Kinder in die Schule kommen, lernen sie zunächst Hochdeutsch, ein Jahr später kommt Französisch, die offizielle Amtssprache, hinzu. Als Randbemerkung darf ich anfügen, daß ich die Problematik der Zwei- oder gar Dreisprachigkeit der Luxemburger aus eigener Anschauung kenne und daß ich auch in diesem Fall meine Überzeugung bestätigt gefunden habe. Sie mag ketzerisch in den Ohren mancher Leute klingen, aber ich

stehe zu ihr: echte Mehrsprachigkeit gibt es nur in ganz, ganz wenigen Ausnahmefällen, denn jede einzelne Sprache ist ein so vielschichtiges Gebilde, daß ihre wirkliche Beherrschung schon eine Lebensaufgabe ist. Natürlich ist das Erlernen von Fremdsprachen wünschens- und empfehlenswert, aber man soll sich doch keinen Sand in die Augen streuen. Wer die Mehrsprachigkeit eines ganzen Volkes anstrebt, ist in sprachlichen Belangen ein blutiger Laie. Cum grano salis gesprochen: Sage mir, wie viele Sprachen du ‚beherrschst‘, und ich sage dir, wie unvollkommen du sie kennst.

Nun aber zurück zu jenem Zeitungsbericht. Ich zitiere: „Am Abend bin ich in der Familie eines begabten deutschschreibenden Schriftstellerkollegen zu Gast. Der Vater, eine Flasche Riesling in der Hand, bittet den zwölfjährigen Sohn, ihm doch den ‚tire-bouchon‘ zu reichen. Ich erkundige mich: der Junge hat das Wort ‚Zapfenzieher‘ noch nie gehört...“

Ja, wie sollte er auch! Nicht nur der jugendliche Luxemburger kennt dieses Wort nicht, unzählige Millionen Menschen deutscher Zunge würden ebenfalls die Augen weit aufreißen, stellte man das Ansinnen an sie, einen ‚Zapfenzieher‘ herbeizuschaffen. Denn es ist nun einmal nicht zu ändern: außerhalb Helvetiens öffnet man Flaschen mit einem Korkenzieher. Ob dem Zwölfjährigen auch dieses Wort unbekannt gewesen wäre? *W. E. Mildenberger*

Muttersprache — Vatersprache

Dr. Hans Sommer sprach vor einer ansehnlichen Zuhörerschaft aus der Region Thun und einige Tage später auch in Bern über „Berndeutsch und Deutsch der Berner“. Sein Hauptanliegen war, er sprach es gleich zu Beginn aus, das Spannungsverhältnis zwischen Mundart und Schriftsprache auszuloten. Und ein Spannungsverhältnis zwischen den beiden Muttersprachen bestehe auf jeden Fall. „Ich wehre mich indessen mit aller Entschiedenheit“, so führte er aus, „gegen die unter anderem auch in den Fernsehsendungen über den Graben Deutsch-Welsch geäußerte Meinung, daß Hochdeutsch für den Deutschschweizer eine Fremdsprache sei. Es gibt im sprachlichen Bereich kaum ein oberflächlicheres und schiefes Urteil.

«*Dr Himmel isch blau — der Himmel ist blau*», hier besteht weiß Gott kein fremdsprachlicher Unterschied. Ich habe jedoch öfters den Eindruck, mit dieser Behauptung wolle man sein eigenes Un-